

Editorische Notiz

Susan Richter und Michael Roth

Verlorene bzw. unbekannte Quellenbestände zu erschließen und für eine internationale Forschung bereitzustellen, ist eine der wesentlichen Grundaufgaben der Arbeit von Historikerinnen und Historikern. Die Verfügbarkeit der Quellen dient der Wahrung einer gemeinsamen europäischen Kulturtradition. Als im Jahr 2009 das Gebäude des Historischen Archivs der Stadt Köln bei Bauarbeiten einer U-Bahn einstürzte, wurden zahlreiche Handschriften und einzigartige Urkunden zur Stadtgeschichte seit dem Mittelalter ein für alle Mal vernichtet, viele andere sind nur begrenzt restaurierbar. Es ist daher eine gute und inzwischen weltweit bewährte Strategie, neben der restauratorischen Bestandssicherung auch eine Sicherung des Informationsgehaltes von Papieren zu gewährleisten. Seit dem Unfall in Köln werden daher verstärkt Digitalisierungen von Handschriftenbeständen wie auch Editionen vorgenommen, um das Kulturgut bestmöglich zu erhalten. Die im Rahmen dieser Edition erstellten Volltexte und Übersetzungen werden als dokumentarische Open-Access-Edition¹ sowie in Printform die Nutzung in unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen ermöglichen. Dazu zählen neben der Musik-, Kunst-, Literatur- und Wissensgeschichte sowie der Theaterwissenschaften auch Verfahren der Digital Humanities.

Die vorliegende Edition veröffentlicht die eigenhändigen Briefe der pfälzischen Kurfürstin Elisabeth Augusta (1721–1794) an ihren Schwager Clemens Franz, Herzog in Bayern (1722–1770), wie sie in den Beständen des Geheimen Hausarchivs des Bayerischen Hauptstaatsarchivs München (GHM München, Korrespondenzakten 820/1 (Nr. 55–112) und 820/2 (Nr. 1–54) verwahrt werden. Es handelt sich um die in der Regel aus den Residenzen Mannheim oder Schwetzingen nach München geschickten Originale. Kopien der verschickten Schreiben scheinen nie existiert zu haben bzw. sind nicht überliefert. Die Briefe decken den Zeitraum von 1743 bis 1770 ab, erstrecken sich also vom Regierungsantritt des Kurfürsten Carl Theodors (1742–1799) bis un-

1 SAHLE, Patrick, Digitale Editionen, in: JANNIDIS, Fotis/KOHLER, Hubertus/REHBEIN, Malte (Hgg.), Digital Humanities, Stuttgart 2017, S. 234–249; SAHLE, Patrick, Digitale Editionsformen. Zum Umgang mit der Überlieferung unter den Bedingungen des Medienwandels, Teil 1: Das typografische Erbe (Schriften des Instituts für Dokumentologie und Editorik, 7), Norderstedt 2013, S. 46f; S. 102f. Unter: Kölner Universitätspublikationsserver, <https://kups.ub.uni-koeln.de/5351>, (zuletzt gesehen am 12. Juli 2021).

mittelbar vor den Tod Clemens Franz' im Jahr 1770. Überliefert sind die Schreiben der Kurfürstin in unterschiedlicher Dichte, so sind für Frühling und Sommer 1743 fast wöchentliche Briefe erhalten, während die Frequenz ab Winter 1743/44 abnimmt und streckenweise ganze Jahrgänge, insbesondere in den 1750er-Jahren, fehlen, sodass nur punktuell Schreiben überliefert sind. Nur vereinzelt lassen sich so zusammenhängende Serien finden, weshalb längere inhaltliche Bezüge selten herzustellen sind. Aus den Briefen ist nicht ersichtlich, dass die Korrespondenz zwischen Elisabeth Augusta und Clemens Franz oftmals über mehrere Monate ruhte, es ist also sehr wahrscheinlich, dass die 112 edierten Briefe nur noch einen Bruchteil der ursprünglichen Korrespondenz der Kurfürstin nach München darstellen. Ob der Großteil ihrer Schreiben bereits von Clemens Franz vernichtet worden war oder einer nachträglichen ‚Zensur‘, etwa durch das Haus Wittelsbach, vielleicht aber auch einfach nur den Zeitläuften zum Opfer gefallen ist, bleibt unklar. Ebenso wenig lässt sich über den Verbleib der Schreiben Clemens Franz' aussagen. Auch hier existieren keine Kopien im Wittelsbachischen Hausarchiv. Wenn sie nicht schon von Elisabeth Augusta selbst entsorgt worden waren, ist es denkbar, dass die aus Oggersheim am Jahresende 1793 vor den französischen Revolutionstruppen über Mannheim nach Weinheim flüchtende Kurfürstin den Großteil ihrer Korrespondenz in ihrem Schloss zurücklassen musste, wo sie entweder den plündernden Soldaten in die Hände fiel oder spätestens beim Schlossbrand vernichtet wurde.² So sind die 112 hier vorgelegten Briefe Elisabeth Augustas der einzige Überrest eines einst umfangreichen, jahrzehntelangen privat-fürstlichen Briefwechsels.

Obwohl die kurfürstliche Autorin – wie sie selbst zugibt – oft unter Zeitdruck schrieb und auch der Aufbau nicht auf wohlüberlegte Schreibplanung, sondern eher assoziatives Denken und gedankliche Aneinanderreihung im Schreibprozess hindeutet, kennzeichnet die Briefe ein klares Schriftbild mit nur wenigen Verschreibungen, Streichungen und nachträglichen Hinzufügungen. Hin und wieder erscheinen im französischen Text unvermittelt fremdsprachige Begriffe oder Satzbestandteile, vor allem auf Deutsch, in sehr viel geringerem Umfang auch auf Latein oder Italienisch. Gerade der Wechsel ins Deutsche ist auffällig, so baut Elisabeth Augusta Bestandteile ihrer Muttersprache in den französischen Satz ein – vielleicht als gezieltes Stilmittel, wahrscheinlicher scheint aber, dass ihr schlicht die französische Wendung nicht eingefallen ist. Nicht selten erscheint das Abgleiten ins Deutsche als eine Hinwendung zur dezidiert nicht höfischen, sondern eher derben gesprochenen, dialektgefärbten Sprache. Paläografisch tritt so punktuell die barocke Kurrentschrift neben die latei-

2 Elisabeth Augusta nahm zwar eine Korrespondenzkassette mit nach Weinheim, die aber sicher nicht die gesamten Schreiben der letzten Jahrzehnte enthalten konnte. MÖRZ, Stefan, *Die letzte Kurfürstin. Elisabeth Augusta von der Pfalz, die Gemahlin Karl Theodors*, Stuttgart 1997, S. 191.

nische Schreibrift in ihrer Variante als *Ronde*.³ Auf sprachlicher Ebene zeigen die Briefe, dass die Kurfürstin offenbar einige Defizite im Französischen hatte: Neben offenkundigen Fehlern bei Verbkonjugationen, orthographischen Schwächen und Inkonsistenzen in der Eigennamenschreibung, die sich vielfach lautmalerisch zu orientieren scheint, treten grammatikalische Fehlkonstruktionen, die nicht nur das heutige Verständnis erschweren, sondern vermutlich auch schon beim eigentlichen Adressaten zu Kommunikationsproblemen geführt haben mögen. Aus diesem Grund sind den transkribierten Briefen deutsche Übersetzungen beigegeben.

Elisabeth Augusta verfasste ihre Briefe auf weißen Briefbögen, deren Kuverts in den Beständen zum Teil noch erhalten sind. Die Briefe haben einen Umfang von einer bis vier Seiten, sind in der Regel dicht beschrieben und bis auf zwei, die am Rand eingerissen sind (Nr. 109, 112), vollständig überliefert. Häufig finden sich am Ende der Briefe mehr oder weniger umfangreiche Postskripta, die nur in seltenen Fällen auf einen separaten Bogen geschrieben wurden. Eine Variation in der äußeren Gestaltung der Schreiben ergab sich nur im Zuge bedeutender Todesfälle am kurpfälzischen oder am jeweiligen kaiserlichen Hof in München oder Wien: Während der mehrmonatigen bis einjährigen Hoftrauer wurde das Papier umseitig mit einem dünnen Rand schwarz eingefärbt, sodass sich ein umlaufender Trauerrand ergab. Dies ist bei Nr. 1–25 (wegen des Todes Kurfürst Carl Philipps am 31. Dezember 1742), Nr. 45 (wegen des Todes Kaiser Karl VII. Albrechts am 20. Januar 1745), Nr. 77–78 (wegen des Todes Kaiser Franz Stephans am 18. August 1765) und Nr. 88–94 (wegen des Todes Kaiserin Maria Josephas am 28. Mai 1767) der Fall.

Die Briefe werden in chronologischer Reihenfolge wiedergegeben, die in weiten Zügen der Sortierung im Bestand entspricht. Ihre Datierung ergab sich entweder aus den Datumsangaben der Kurfürstin selbst, oder in den wenigen Fällen, in denen diese fehlten, aufgrund inhaltlicher Hinweise. Nur in einem Fall (Nr. 112) ließ sich kein genaues Datum bestimmen, dieser Brief findet sich daher am Ende der Edition. Da die Briefe in den archivalischen Beständen nicht nummeriert sind, erhielten sie in der Edition eine eigene Nummer. Auf sie wird als Binnenverweis in den Fußnoten ebenso Bezug genommen wie in den dieser Edition angefügten Orts- und Namensindices.

Alle in den beiden Beständen gesammelten, nicht nummerierten Schreiben der Kurfürstin wurde bis auf die nur in Einzelfällen überlieferten Kuverts vollständig transkribiert. Die Transkription erfolgte buchstabengetreu, mit konsequenter Übernahme der (willkürlich wirkenden) Akzentsetzung sowie der Groß- und Kleinschreibung und offensichtlichen grammatikalischen Fehler, z.B. bei Partizipien- oder Adjektivanglei-

3 BROWN, Julian, *Aspects of Palaeography*, in: DERS. u.a. (Hgg.), *A palaeographer's view: the selected writings*, London 1993, S. 47–91, hier S. 75.

chung. Lediglich aus Gründen der besseren Lesbarkeit und als Verständnishilfe wurde behutsam mit der editorischen Setzung von Kommas und Punkten in die ursprüngliche Interpunktion eingegriffen, um den Text besser zu strukturieren. Satzanfänge, von Elisabeth Augusta konsequent kleingeschrieben, sind in der Edition jedoch an moderne Gepflogenheiten angepasst. Auf eine Wiedergabe des Zeilenumbruchs im Textkorpus des einzelnen Briefs wurde verzichtet, ebenso auf eine Kennzeichnung von Seitenwechslern. Nur Anrede, Datumszeile und Grußformel orientieren sich am tatsächlichen Zeilenumbruch, um die handschriftliche Briefgestaltung auch in der Edition abzubilden.

Jede editorische Briefnummer ist gleich aufgebaut. Dem transkribierten Originalbrief sind Fußnoten in einem Sachapparat beigegeben, der erwähnte Personen, Ereignisse sowie Verweise aufschlüsselt und weiterführende Literatur angibt. Bei Erstnennung erfolgt eine ausführliche Erläuterung der biografisch-prosopografischen und historisch-kulturellen Umstände. Bei Folgenennung werden sie verkürzt genannt. Über das Register lassen sich die vollständigen Angaben auffinden. Editorische und sprachliche Anmerkungen sind mit * gekennzeichnet. Auf das französische Original folgt eine deutsche Übertragung.

Die Übersetzung möchte eine Verständnishilfe bieten. Es muss allerdings betont werden, dass mitunter uneindeutige Satzkonstruktionen, unklarer Vokalbeinsatz und orthographische Fehler im Schreibstil Elisabeth Augustas das genaue Verständnis der Inhalte schon im französischen Urtext erschweren. Bei der deutschen Übersetzung handelt es sich – wie bei jeder sprachlichen Übertragung – bereits um eine Interpretation. Aufbauend auf Walter Benjamin entwickelte Homi Bhabha den Ansatz, dass eine Übersetzung eine Art dritten Raum darstelle, einen Raum, der sich sowohl von der Ausgangs- als auch von der Zielkultur unterscheidet, einen Raum, in dem kulturelle Differenz verhandelt werden könne.⁴ Übersetzung ist immer eine Verbindung bzw. Begegnung von unterschiedlichen Zeiten und Kulturen. Darauf basieren André Lefeveres Überlegungen zu konzeptionellen und textuellen Rastern eines Übersetzungsprozesses.⁵ Aufbauend auf Bourdieus Konzept des kulturellen Kapitals, versteht er Übersetzung als ein Pendeln zwischen verschiedenen zeitlichen und kulturellen Codesyste-

4 BENJAMIN, Walter, Die Aufgabe des Übersetzers, in: DERS., *Gesammelte Schriften* Bd. IV/1, Frankfurt/M., 1972, S. 9–21; BHABHA, Homi K., How Newness Enters the World: Postmodern Space, Postcolonial Times and the Trials of Cultural Translation, in: DERS., *The Location of Culture*, London 2010, S. 212–235.

5 LEFEVERE, André, Composing the Other, in: BASSNET, Susan/TRIVEDI, Harisch (Hgg.), *Post-colonial Translation: Theory and Practice*, London/New York 2002, S. 75–94, hier S. 75.

men, nicht nur zwischen Sprachen. Dieser Ausgangspunkt bedingt, dass Übersetzung immer ein „Prozess der Dekodierung und Re-Formulierung“ in Abhängigkeit des Ziels der Übersetzung ist. Neben dem Prozess der Übersetzung von Wörtern, Syntax und Semantik muss der Übersetzende adäquate textuelle und konzeptionelle Raster wählen, damit der Lesende die Übersetzung verstehen kann. Der Begriff „textuelles Raster“ bezieht sich auf die Tatsache, dass es in jeder Sprache bestimmte Textmarker gibt, die anzeigen, welche Art von Text der Leser oder die Leserin zu erwarten hat. Einer der berühmtesten Marker, den Lefevere als Beispiel anführt, ist das deutsche: „Es war einmal“, das beim kulturell vertrauten Leser hervorruft, dass er gleich ein Märchen hören oder lesen wird. Das textuelle Raster zeigt dem Lesenden also an, welche Art von Text zu erwarten ist. Jede Kultur, auch die Hofkultur des 18. Jahrhunderts hat solche Raster und sie sind Teil eines gemeinsamen zeitgenössischen Begriffshaushalts. Raster sind aber nicht nur auf dieser eher formalen Ebene relevant, sondern der Übersetzende muss den Inhalt auch in adäquate begriffliche Kategorien einpassen, also in Konzepte, die dem lesenden Zielpublikum bekannt sind. Für die Briefübersetzung bedeutet das konkret, dass in einigen Fällen eine etwas freiere Wiedergabe der Textinhalte im Deutschen notwendig war, um den Sinn korrekt zu erschließen bzw. verständlich zu machen. Beispielhaft wird das an der Verwendung von „embrasser“ deutlich: Die Vokabel kann in der Grußformel „küssen“ und „umarmen“ meinen. Als schriftliche Aufmerksamkeit zwischen der Kurfürstin und ihrer nach München verheirateten Schwester erscheint „küssen“ sinnvoll. Wenn es um den Kurfürsten geht, so werden die aufgetragenen Komplimente an Clemens Franz hingegen mit Umarmung (unter fürstlichen Schwägern) übersetzt. Konsequenterweise hält sich die deutsche Übersetzung an den Gebrauch der Briefschreiberin in der Verwendung von „sœur“ und „frère“ und überträgt sie entsprechend. In Nr. 60 spricht Elisabeth Augusta Clemens Franz auf Deutsch mit „Schwager“ an, verwendet aber im Französischen ab Nr. 7 konsequent die Geschwisteranrede. Dies ist, wie sie selbst dort schreibt, als Symbol ihrer Nähe und als Zeichen ihrer großen Zuneigung zu Clemens Franz zu verstehen, gleichermaßen aber auch sprachlicher Ausdruck der wahrscheinlich gemeinsamen Zugehörigkeit zur sog. Mopsloge, welche Standesgrenzen aufhob und alle Mitglieder durch Adoption verschwisterte. Hier fiel die Übersetzung deshalb kontextbezogen in der Verwendung der Termini nicht stringent aus. Fremdsprachige Satzteile werden unübersetzt in die deutsche Fassung übernommen und durch Kursivierung gekennzeichnet. Personen- und Ortsnamen orientieren sich hingegen an der heute gebräuchlichen Schreibung und werden in der Übersetzung entsprechend wiedergeben, um das Verständnis zu erleichtern und diese über das Register auffindbar zu machen.

Eine grundsätzliche Entscheidung hinsichtlich der Angemessenheit von Rastern ist, wie der Leser oder die Leserin den übersetzten Text verstehen und wahrnehmen soll. So, als gehöre er zu seinem eigenen zeit-kulturellen Hintergrund oder, ob die fremd-

kulturelle und vergangene Herkunft des Textes sichtbar und als Teil der Leseerfahrung eröffnet werden soll. Lawrence Venuti prägte dafür die Begriffe „domestication“ und „foreignization“.⁶ Die Problematik ist jedoch keine der neueren Übersetzungswissenschaften, sondern ein seit der Antike immer wieder diskutiertes Phänomen.⁷ Die vorliegende Übersetzung der Briefe ist auch hier situationsbezogen terminologisch wechselnd. So wird die in den Grußformeln verwendete Ehrbezeugung „de V[otre] A[ltesse]“ gemäß dem deutschen *Terminus technicus* im 18. Jahrhundert sowie gemäß dem Herzogstitel von Clemens Franz mit „Euer Durchlaucht“ übersetzt, ansonsten jedoch je nach Kontext im modernen Sprachgebrauch als Possessivartikel „Ihre Schwester/Schwägerin“ verwendet, um dem zum Teil privat-intimen nach heutigem Verständnis eher zu entsprechen. Der Leser und die Leserin der kurfürstlichen Briefe an den herzoglichen Schwager in Bayern betritt mit dieser Übersetzung somit auch einen ganz eigenen, dritten Raum, der durch Sprachmuster der fürstlich-höfischen Vergangenheit ebenso wie durch gegenwärtige Semantiken bestückt ist.

Die Edition verfügt über einen kritischen Anmerkungsapparat in den Fußnoten, der die Inhalte der Briefe begleiten, zum besseren Verständnis Ereignisse erläutern und Personen einordnen helfen soll. Dafür wurden zahlreiche publizierte wie ungedruckte Quellen zum pfalz-bayerischen Hofleben herangezogen und nicht selten auch ergänzend zitiert. In Einzelfällen ließen sich jedoch Personen, die etwa durch Spitz- oder Kosenamen genannt wurden, nicht identifizieren oder auch Sachverhalte nicht auflösen. Der hohe Quellenwert der Briefe erschöpft sich also nicht nur in der Beantwortung landesgeschichtlicher Fragestellungen etwa zum Mannheimer Hofleben, der Biographie Elisabeth Augustas oder politischen Zeitläuften in der Kurpfalz oder Bayerns. Darüber hinaus ermöglichen sie auch einen Einblick in das Denken und Schreiben einer hochrangigen Reichsfürstin mit einem ihr sehr vertrauten Standesgenossen und Familienmitglied, zu dem über die Jahre unterschiedlicher Austauschbedarf im privat-emotionalen Kontext bestand. Nicht zuletzt deshalb erscheint es sinnvoll, sich den Fürsten und Fürstinnen durch Selbstzeugnisse zu nähern, in denen sie sich in Wort und/oder Bild selbst darstellen, sei es in Momentaufnahmen, sei es in Längsschnitten, autobiographisch durch das eigene Leben führen, diese selbstreflexiv bewerten und in einen Dialog mit einem Adressaten treten. Selbstzeugnisse sind Quellen, in denen

6 VENUTI, Lawrence, *The Translator's Invisibility: A History of Translation*, Abingdon, Oxon/New York 2008.

7 Cicero warf die Frage ebenso auf wie Martin Luther. Vgl. dazu YANG, Wenfen, *Brief Study on Domestication and Foreignization in Translation*, in: *Journal of Language Teaching and Research* 1 (2010), S. 77–80, hier S. 77. Ausführliche dazu Reflexionen zeitlich nahe am Briefkonvolut bietet zu diesem Phänomen SCHLEIERMACHER, Friedrich D. E., *Über die verschiedenen Methoden des Übersetzens*, in: *DERS., Sämtliche Werke*, Berlin 1838, S. 201–238.

der Verfasser sich selbst als Gegenstand des Interesses thematisiert. Der Verfasser tritt in den Text selbst handelnd ein, tritt darin in Erscheinung oder nimmt darin auf sich selbst Bezug.⁸ Zu Selbstzeugnissen gehören insbesondere auch Briefe. Sie bieten neben den Kalendereinträgen und wenigen Tagebüchern für viele Fürsten und Fürstinnen des Alten Reiches den einzigen Quellenzugang, der abseits von offiziellen Dokumenten wie Urkunden, Kirchenordnungen oder Erlassen einen persönlichen Zugriff auf den Fürsten bzw. die Fürstin, ihr Denken, die Begründung ihres Handelns vor seinen Standesgenossen, aber auch seine inneren Zweifel erlaubt. Der Quellenwert von Briefen ist daher für die Geschichtswissenschaft nicht hoch genug einzuschätzen. Die Edition richtet sich so nicht nur an eine interessierte Öffentlichkeit, deren Interesse für die kurpfälzische und bayerische Landesgeschichte seit Jahrzehnten ungebrochen hoch ist, sondern auch an die internationale und immer stärker vernetzte kulturwissenschaftlich arbeitende Forschung, die durch die Online-Verfügbarkeit uneingeschränkt Zugang erhält.

8 Selbstzeugnisse sind somit Quellen, in denen der Verfasser sich selbst als Gegenstand des Interesses thematisiert. ARNOLD, Klaus/SCHMOLINSKY, Sabine/ZAHND, Urs Martin, Einleitung, in: DIES. (Hgg.), *Das dargestellte Ich. Studien zu Selbstzeugnissen des späteren Mittelalters und der frühen Neuzeit*, Bochum 1999, S. 13–18, hier S. 13.